

# „Suchterkrankte nicht stigmatisieren“

Entwicklungspsychologin Sonja Bröning über Kinderschutz bei schwierigen Familienverhältnissen

**D**er 10. Celler Fachtag mit dem Motto „Frühe Hilfen – Kinderschutz“ richtet sich an alle, die mit Kindern und Jugendlichen arbeiten. Veranstalter sind das Jugendamt des Landkreises Celle und das AKH Celle. Als Referentin ist die Entwicklungspsychologin Dr. Sonja Bröning dabei. Sie spricht über die Folgen einer Suchterkrankung der Eltern für das Aufwachsen der Kinder. Der Fachtag im Kreis-tagssaal, Trift 26, richtet sich an alle im Landkreis Celle, die mit Kindern und Jugendlichen arbeiten.

Bröning ist Professorin für Entwicklungspsychologie an der Medical School Hamburg, einer privaten Hochschule in der Hamburger Hafencity. Als Wissenschaftlerin forscht und lehrt sie zu Paar- und Familiendynamik. Mit Bröning sprach CZ-Mitarbeiter Benjamin Behrens.

## Was reizt Sie an Ihrer wissenschaftlichen Arbeit besonders?

Vor allem interessiert mich, wie man Familien, die vor besonderen Herausforderungen stehen – zum Beispiel durch eine Suchtbelastung, psychische Erkrankung oder eine strittige Trennung –, wirkungsvoll unterstützen kann. So war ich an der Entwicklung mehrerer Präventionsprogramme beteiligt, wie das Gruppenangebot „Trampolin – Kinder aus suchtbelasteten Familien entdecken ihre Stärken“. Der Wissenschaftstransfer in die Praxis hinein ist eines meiner zentralen Anliegen. Daher gebe ich zu meinen Forschungsthemen regelmäßig Fortbildungen und Workshops für unterschiedliche Zielgruppen. Schließlich arbeite ich auch selbst praktisch – als Mediatorin und Systemische Paar-, Familien- und Sexualtherapeutin.

Das Thema Ihres Vortrags lautet „Aufwachsen in suchtkranken

## lienz stärken“ – was erwartet die Zuhörer?

Ich stelle aktuelle Forschungsergebnisse zur kindlichen Entwicklung bei familiärer Sucht vor und berichte aus eigenen Projekterfahrungen. Daraus ziehe ich Schlussfolgerungen für eine wirkungsvolle Arbeit mit suchtbelasteten Eltern und ihren Kindern.

## „Niemand sucht sich eine Suchterkrankung aus.“

Sonja Bröning  
Entwicklungspsychologin

## Wie wirkt sich das Aufwachsen mit suchtkranken Eltern auf Kinder aus? Als Laie erwartet man, dass dies eine hohe Belastung für die Kinder ist und eine unbeschwerte Kindheit kaum möglich ist. Ist das so?

Das ist sehr unterschiedlich und hängt sehr stark von den Rahmenbedingungen ab. Es gibt Familien mit einem suchtkranken Elternteil, in denen Kinder genug stabile Beziehungen, Bezugspersonen und Unterstützung in Schule und Freizeit haben, um wenig von der Erkrankung des Elternteils zu spüren. In anderen Familien – vor allem Familien mit wenigen finanziellen Ressourcen und niedriger Bildung – sind solche Kinder sehr stark auf sich gestellt und machen belastende Erfahrungen, die ihr Wohl gefährden und ihre Entwicklung beeinträchtigen. Im Vergleich zu Gleichaltrigen haben Kinder aus suchtbelasteten Familien ein höheres Risiko, später selbst eine Suchtstörung oder andere psychische Probleme zu entwickeln.

und Schulen geschlossen, den Kindern fehlte dieser Umfeldwechsel also. Gleichzeitig spürten auch ihre Eltern alle sozialen Folgen der Pandemie. Wie hat sich das ausgewirkt?

Dazu gibt es viel Forschung, ich selbst habe für die Stadt Hamburg ebenfalls eine Studie dazu durchgeführt. Das Bild ist leider ziemlich bedrückend. Die Einschränkungen zur Eindämmung der Corona-Pandemie hatten für Familien einen massiven Eingriff in den familiären Alltag zur Folge: Bildungs- und Betreuungsangebote für die Kinder standen für die meisten Familien nicht zur Verfügung und mussten von den Eltern selbst übernommen werden. Anderweitige Bezugspersonen und private Netzwerke konnten aufgrund

**Dr. Sonja Bröning ist Professorin für Entwicklungspsychologie an der Medical School Hamburg, einer privaten Hochschule in der Hamburger Hafencity.**

der Kontaktbeschränkungen nicht zur Entlastung beitragen. Dazu kamen Vereinbarkeitsprobleme von Familie und Beruf, Wegfall sozialräumlicher Ressourcen wie Spielplätze

oder Treffpunkte, psychische Probleme durch Isolation und Ängste sowie erhöhtes familiäres Konfliktpotenzial durch die Einengung auf den Wohnraum. Die psychische Mehrbelastung von Kindern und Jugendlichen vor allem aus Familien mit geringen Ressourcen ist klar erkennbar, was die Gefahr für Kindeswohlgefährdung im häuslichen Setting erhöht.

## Sie greifen das Konzept der „Resilienz“ auf, was ist darunter zu verstehen?

Immer wieder gibt es Kinder und Erwachsene, die selbst unter widrigen Umständen keine anhaltenden Defizite oder Probleme haben oder sich relativ schnell wieder davon erholen. Dies wird unter dem Stichwort „Resilienz“, also einer Art „innerer Widerstandskraft“ gegen äußere Belastungen, erforscht. Klar ist, dass Resilienz ein vielschichtiges Geschehen mit unterschied-

lichen individuellen und sozialen Einflussfaktoren ist. Ein Einfluss auf die Resilienz sticht aber besonders hervor: die Bedeutung der frühen Kindheit und der verlässlichen, feinfühligem Bezugspersonen in dieser für die Hirnentwicklung so wichtigen Zeit. Somit sind die Frühen Hilfen von großer Bedeutung, und dies wird zum Glück auch zunehmend klar erkannt.

## Abschließend: Was können betroffene Eltern und Angehörige, die in einer solchen Situation sind, für sich und ihr Kind tun?

Suchtbelastete Eltern beschließen im besten Falle, sich im Sinne ihrer Kinder behandeln zu lassen. Hierfür ist auch die Erkenntnis wichtig, dass niemand sich eine Suchterkrankung aussucht und eigene biografische Belastungen hier oft eine Rolle spielen. Immer noch erfahren Eltern mit einer Suchterkrankung erhebliche Stigmatisierung, was für niemanden hilfreich ist – weder für sie noch ihre Kinder. Angehörige und Kinder aus suchtbelasteten Familien profitieren von stabilen Bezugspersonen innerhalb und außerhalb der Familie, die ihnen zeigen, dass sie wichtig sind. Kinder brauchen die Erlaubnis, diese aufzusuchen – oft sind sie eher auf Geheimhaltung „getrimmt“, laden auch niemanden ein. Das führt in die Isolation. Freiräume, in denen ältere Kinder außerhalb der Familie ihre Stärken und Fähigkeiten entdecken können, sowie schulische Unterstützung sind ebenfalls hilfreich. Schließlich wirkt es – je nach

Alter und Entwicklungsstand – entlastend, klärende Gespräche darüber zu führen, was bei einer Suchterkrankung mit Menschen geschieht und was man in schwierigen Situationen



In den Lockdowns waren